
Historische Soziologie der Wirtschaft

Rezension von: Gertraude Mikl-Horke,
Historische Soziologie der Wirtschaft,
Oldenbourg Wissenschaftsverlag,
München und Wien 1999,
799 Seiten, öS 715,-.

Der Reiz, den dieses neue soziologische Lehr- und Handbuch auf den Leser ausübt (es ist zu wünschen, daß seine Wirkung über das studentische Publikum hinausgeht), liegt in seinem transdisziplinären Ansatz. Es verbindet eine Geschichte der Wirtschaftsformen vom dritten vorchristlichen Jahrtausend bis zur Gegenwart mit der profunden Darstellung der parallelen Evolution des Wirtschaftsdenkens und mündet in eine Standortbestimmung der zeitgenössischen Wirtschaftssoziologie, die einigermaßen ernüchternd ausfällt. Nachdem die Soziologie sich zwischen 1890 und 1920 vor allem in jenen Ländern, in denen es eine große Tradition abstrakt-formalisierter nationalökonomischer Theorie gab (z.B. Frankreich), als akademische Wissenschaft mit eigenständigem Erkenntnisziel positionieren konnte – im Mittelpunkt stand die Frage nach der Möglichkeit von „Ordnung“ in hochkomplexen Gesellschaften –, verlor sie in den darauffolgenden Jahrzehnten ihre kritische Distanz zur Ökonomie, insbesondere zur neoklassischen Auffassung vom Marktmechanismus als Vorbild für sämtliche sozialen Interaktionen. Bis vor kurzem schien sie darauf beschränkt, jene sozialen Rahmenbedingungen des „eigentlich wirtschaftlichen Prozesses“ untersuchen zu dürfen, die sich die Ökonomen nicht selbst erklären können.

Den Ausweg aus diesem Dilemma sieht Gertraude Mikl-Horke in der Rück-

besinnung auf den historischen Blick. Wer historisch vergleichende Sozialwissenschaft betreibt, sei imstande, das Marktparadigma als Ausdruck einer ganz spezifischen – vergänglichen – soziopolitischen Konstellation zu erfassen und sich am Entwurf lebenspraktisch vernünftiger Alternativen zur herrschenden ökonomischen Rationalität zu beteiligen.

Im Einklang mit diesem emanzipatorischen Programm steht die ausführliche Diskussion präindustrieller Wirtschaftsformen und ihrer ideellen Grundlagen, der insgesamt neun Kapitel der „Historischen Soziologie der Wirtschaft“ gewidmet sind. Hier wird ein äußerst informativer Überblick über die Wirtschafts- und Dogmengeschichte der antiken Welt, des Mittelalters, des Handelskapitalismus und der Reformationszeit sowie schließlich der agrarisch-gewerblichen Transformationsperiode des 18. Jahrhunderts geboten, mit verdienstvollen Exkursen über die Grenzen der „europäischen Weltwirtschaft“ hinaus nach Indien, China, ins moslemische Afrika und Vorderasien. Niemanden darf verwundern, daß sich in eine derart ambitionöse Darstellung hier und da kleine Unrichtigkeiten und Mißverständnisse einschleichen, die aber wirklich nur peripher bleiben.

Mischna und Talmud sind z.B. nicht „heilige Schriften der Hebräer“, sondern, wie übrigens auch die Gemara, Exegesen der heiligen Schrift, der Thora (S. 44). Die babylonischen Zikurrat spiegeln nicht „den Symbolismus des Turmbaus zu Babel“ wider, sondern der Turmbau zu Babel transponiert die reale Existenz der Zikurrat (der sumerischen Tempelbauten) ins Symbolische (S. 44).

Die Vereinigten Niederlande an der Wende vom sechzehnten zum siebzehnten Jahrhundert umfaßten sieben und nicht sechs Provinzen, und die Kammerorganisation der 1602 gegründeten Ostindischen Kompanie (VOC) hatte weniger mit dem Einfluß dieser Provinzen als mit den Empfindlichkeiten der städti-

schen Vor-Kompanien zu tun, aus deren Fusion die VOC entstand (S. 308). Die konfessionellen Auseinandersetzungen in der niederländischen Politik des frühen siebzehnten Jahrhunderts (primär zwischen gemäßigten und radikalen Calvinisten) sind mit der Frontstellung Amsterdamer Kaufleute versus Orangisten-Calvinisten-Zeeländer alles andere als exakt umrissen, und die Niederlande gründeten nicht nur eine Kolonie in Batavia, sondern eroberten u.a. Curacao von den Spaniern, das sich rasch zum wichtigsten Umschlagplatz des holländischen Westatlantikhandels entwickelte und heute einen autonomen Teil (Union der niederländischen Antillen) des Königreichs bildet.¹ Ein Lapsus in punkto österreichische Geschichte: Venedig war 1797-1805 und 1815-1866 eine Stadt des Habsburgerreiches und wurde nicht, wie mißverständlich angedeutet, schon vor 1815 abgetreten. (S. 416)

Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts konstatiert die Autorin einen Sündenfall des europäischen Geistes, der darin bestand, Wirtschaft auf einmal „als rationales Unterfangen mit grundsätzlich positiven Zielen und selbsttätiger Kontrolle im Sinne des Gemeinwohls“ aufzufassen (S. 9). Von diesem Zeitpunkt an (dem Zeitpunkt der „Geburt der modernen Gesellschaft“) seien Ethik und Wirtschaft – vorher „selbstverständlich“ verbunden – auseinandergedriftet, bis schließlich die liberale Ökonomie sich eine neue Ethik zurechtzimmern habe müssen: diejenige des Utilitarismus. Warum wir den „inhärenten Hedonismus“ der gemäßigten Utilitaristen geringer schätzen sollen als die thomistischen Moralvorstellungen, läßt Mikl-Horke im Unklaren. Robert Musil hat dazu ironisch vermerkt, daß „einem alten Vorurteil zu Liebe ein Leben, das zuerst dem eigenen und dadurch erst dem allgemeinen Vorteil dient, tiefer bewertet wird als Ritterlichkeit und Staatsgesinnung.“²

Immerhin wird eingeräumt, daß Adam Smith, Ahnherr der liberalen Schule,

sich der „Moralisierung der Selbstsucht“ nicht schuldig gemacht habe, anders als Ricardo oder J. B. Say. Auch habe Smith seine *invisible hand* nicht als „völlig staatsfreie Harmonisierung atomistischer Individuen“ verstanden wissen wollen. Diese Vorstellung sei späteren Liberalen und, in extremis, der Neoklassik vorbehalten geblieben.

Ein von der Verfasserin mehrfach hervorgehobener Umstand ist die Diskrepanz zwischen dem Siegeszug der liberalen Nationalökonomie in gleichgewichtstheoretischer Gestalt und der faktischen Nichtexistenz von Märkten. Das Marktparadigma etablierte sich unter den realen Bedingungen einer reifen ständischen Gesellschaftsordnung. Es erreichte den Höhepunkt seiner intellektuellen Wirksamkeit, als die freie Konkurrenz unabhängiger Privatunternehmer (nach kurzer Hochblüte) längst schon dem vertrusteten Finanzkapitalismus unter staatlicher Schirmherrschaft Platz gemacht hatte.

Woher kam diese offenkundige Attraktivität einer bloßen Chimäre? Frau Mikl-Horke ist fair genug, die Erfindung des Marktregulativs – das immerhin dazu bestimmt war, die Vorstellung einer gelenkten Ökonomie mit dem Fürsten als omnipotentem Zentrum abzulösen – als emanzipatorische Utopie zu würdigen. Außerdem konzidiert sie zumindest einem der geistigen Väter der Neoklassik, Alfred Marshall, Einsicht in die Grenzen der Anwendbarkeit der Gleichgewichtsanalyse. Interessant ist ihr Hinweis auf einen ungewollten Effekt der marxistischen Kapitalismuskritik: Durch die Verwendung eines mit Marktmetaphern gespickten Vokabulars habe sie geholfen, die Überzeugung von der Realität der Marktgesellschaft im Denken der Zeitgenossen zu verankern.

Für die wirtschaftspolitische Praxis in großen Teilen der Welt waren seit dem neunzehnten Jahrhundert vielfach andere als die liberalen Traditionen ausschlaggebend: eine etatistische in

Deutschland und Österreich, eine szientistisch-planerische in Frankreich, eine kollektivistische in Rußland.

Ausführlich behandelt Mikl-Horke demzufolge Phänomene wie den organisierten Kapitalismus im Hohenzollern- und Habsburgerreich (samt seiner theoretischen Analyse durch Rudolf Hilferding) oder die russische Planwirtschaft unter Lenin und Stalin, letztere mit einem Schuß ungewollter „*political incorrectness*“ – wenn es etwa verharmlosend heißt, Stalin sei mit der Großen Säuberung von 1936/37 der Ineffizienz und dem Widerstand der Bauernschaft „gewalt-sam entgegengetreten“ (S. 575). Das Kulakenkapitel ist nichts weniger als eine Tragödie der sowjetischen Geschichte.

Besonders engagiert wirkt das Buch Mikl-Horkes in jenen Passagen, die den Weg der Wirtschaftssoziologie von einer ursprünglich eng mit Ökonomie und Kulturphilosophie verbundenen, historisierenden Disziplin (Max Weber und Werner Sombart waren sowohl Ökonomen als auch Soziologen) über die Versuche zur Schaffung einer sozialwissenschaftlichen Universaltheorie (Talcott Parsons, Niklas Luhmann) bis zum heutigen Stadium einer bedrohten Wissenschaft nachzeichnen. Die Bedrohung resultiert aus dem theoretischen Imperialismus der *Rational Choice*-Ökonomen, dem die Soziologie zunächst wenig entgegenzusetzen hatte. Inzwischen gibt es eine

neue Wirtschaftssoziologie, die sich u.a. mit persönlichen Netzwerken in Unternehmen, mit der Kultur des Marktes (im Sinne des Bourdieu'schen Kulturbegriffs) oder mit der Interpretation von Konsumententscheidungen als Ausdruck eines Lebensstils (Mary Douglas) befaßt. Größere Perspektiven eröffneten Scott Lash und John Urry mit ihrer Vision eines „ent-organisierten Kapitalismus“ (charakterisiert durch weltweite Informationsvernetzung und eine neue Reflexivität), aber auch Ulrich Beck und Anthony Giddens mit ihren Überlegungen zur „zweiten Moderne“. Frau Mikl-Horkes Leser werden allerdings am Schluß ihres Buches noch einmal nachdrücklich vor modischen soziologischen Zukunftsbildern gewarnt: „Während Visionen immer einen wichtigen Beitrag gerade der Soziologie zu unserem Weltverständnis darstellen, so bedarf es doch einer kritischen Distanz zu den (...) Denkmustern der jeweiligen Gegenwart.“ (S. 757) Dem ist – aus der Sicht des insgesamt sehr beeindruckten Rezensenten – nichts hinzuzufügen.

Peter Berger

Anmerkungen

¹ Zu all diesen Punkten vgl. Jonathan Israel, *The Dutch Republic. Its Rise, Greatness, and Fall 1477-1806* (Oxford 1995).

² Mann ohne Eigenschaften (Reinbek bei Hamburg 1972).